

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 274.

Donnerstag, 24. November

1927.

(8. Fortsetzung.)

Der verzauberte Wendelin.

(Nachdruck verboten.)

Ein fabelhafter Roman von Michael Mohr.

Wendelin dankte und betrachtete voll Interesse die drei Honoratioren Gildenburgs. Wie stillschweigend nahmen sie sich in dem altmodischen Mobiliar der Studierstube aus!

Ohne Aufdringlichkeit fragte man ihn über Wo und Woher aus und lauschte höflich der abenteuerlichen Erzählung des Fremden, der nicht nur von der Reichshauptstadt, sondern auch vom Wunderlande jenseits des Ozeans aus eigenem Erleben zu plaudern wußte.

Ja, dieser junge Mann kam aus einer anderen Welt, aus einer anderen Zeit als der ihrigen.

Nach Wendelins Lebensbericht nahm der lebenswichtige Herr Pfarrer das unterbrochene Gespräch auf.

„Ihr Loblied auf die neue Weltepoche klingt verlockend und betörend, Herr Doktor,“ sagte er mit feinem Lächeln. „Da ist Geschwindigkeit keine Hexerei mehr und geht alles, vom feinsten Verstand ausgeklügelt, wie am Schnitzbrett. Bis so ein ahnungsloses, vierbeiniges Geschöpf Ihrem Benzinvagen, dem Zeichen Ihrer unaufhaltbaren Zeit in die Quere kommt und alle kühnen Pläne und sein gesponnenen Absichten durchquert.“

Ein komischer Gedankengang, fand Wendelin. „Ein jeder meiner Zeit lenkt aber auch nicht sein Auto wegen eines Händchens in den Straßengraben, Hochwürden.“

„Das ist es eben, was mir zu denken gibt, Herr Doktor. Vielleicht steht dem rücksichtslosen Motor einmal nicht nur eine kleine Hundeseele, sondern eine auf der nächtlichen Lebensstraße nicht rechts noch links wissende verirrte Menschenseele im Wege und wird nach dem Motto Ihres Amerika: Zeit ist Geld, von einem unbedenkllicheren Mann am Steuer überrannt.“

„Das Tempo modernen Fortschritts verlangt bisweilen solche Rücksichtslosigkeit, Hochwürden.“

„Dann bedaure ich Sie und Ihre Zeit. Sie haben es bei Ihrem Eilschritt, den Sie Fortschritt nennen, so eilig, daß Sie schließlich zu allen Errungenschaften gelangen außer zu dem wichtigsten Ziele jedes Menschenlebens: zu sich selber.“

Wendelin wußte keinen überzeugenden Einwand.

„Schließlich rast der seelenlose Motor über die Seelen hinweg und wird zum Selbstzweck, wird vom Werkzeug zum Tyrannen, zum Vernichter.“

„Einige Wochen im langsamen Gildenburg werden Ihnen gut tun“, meinte der Herr Bürgermeister. „Vielleicht finden Sie sich hier wieder.“

„Leider habe ich wichtige und sehr eilige Geschäfte“, entgegnete Wendelin.

Der Stadtgeistliche blieb hartnäckig. „Kommt zu euch selber, möchte ich den Menschen Ihrer Zeit auf ihrer glückseligen Jagd nach dem Glück zusetzen. Sehen Sie, Herr Doktor, wir alle hier haben unsere kleine Welt, aus der wir ein eigenes Dasein schaffen, über das Sie vielleicht lächeln. Unser würdiger Herr Bürgermeister ist ein heimlicher Poet in der trauten Mundart unseres Volkes, ohne aus seinen Werken ein anderes Kapital als das innerer Befriedigung und Befreiung vom Alltag zu schlagen. Mich selbst können Sie in diesen sternklaren Sommernächten auf dem Dache meines Pfarrhauses durch ein Himmelsfernrohr schauen und die vom allmächtigen Schöpfer weise und unabänderlich

vorgeschriebenen Bahnen der Gestirne beobachten sehen.“ Und unser Meister Hagebutt spinnt sich in die kleine, aber geheimnisreiche Vergangenheit unseres Gildenburg ein, sucht in alten Pergamenten und verstaubten Akten und Urkunden meiner Stadtkanzlei das Leben und Streben der Geschlechter und Menschen längst vergangener Zeiten“, schloß der Bürgermeister.

Madame Hagebutt unterbrach nach leisem Anklopfen die philosophische Diskussion und rief ihren Gast und ihren Gatten zu den materiellen Genüssen der Mittagstafel, während sich der Herr Stadtpfarrer und der Herr Bürgermeister höflich verabschiedeten.

Der Revierförster saß bereits vor einer dampfenden Schüssel gewaltiger, kugelrunder Mehlsöpfe. Backofen und Rauchspeck vervollständigten das berühmte „Schlesische Himmelreich“.

Wendelin erhob sich schwer und saul von dem vorzüglichen Mahl und gab sich einem ausgedehnten Nachmittags-schlaf hin.

Als er wieder mit seinem Wirte in dessen Studierzimmer saß, griff er in Erinnerung des vormittäglichen Gesprächs das Lieblingsthema des Erforschers der Vergangenheit Gildenburgs auf.

Sie werden als Kenner und Historograph Ihrer Stadt vielleicht einiges von der alten Burgruine da oben erzählen können, die ich gestern Nacht so zauberhaft im Mondschein liegen sah, Herr Kantor.“

Nur zu gern plauderte der Lokalhistoriker seine Wissenschaft aus. Er ließ vor der Phantasie Wendelins die alte Ruine zu einer schmuden Burg erstehen, berichtete von ihren Schicksalen und denen ihrer Besitzer und schilderte das Ende der Ritterherrlichkeit.

Eine schöne Sage hat das Volk um den Untergang der Gildenburg gesponnen, an der gewiß manches geschichtlich Wahre sein mag. Der letzte Ritter, Hans von Gildenburg, war schon ein betagter Mann, als er sich in ein junges, schönes Bauernmädchen der Stadt Gildenburg sterblich verliebte. Er teilte die Liebe zu ihr mit der Liebe zu seinem Gold, das er in einer großen eisernen Truhe bewahrte.

Als die Türken-Schlesien bedrohten und mit ihren Kriegsscharen auch die Umgegend Gildenburgs brennend und mordend durchschweiften, nahm der letzte Herr der Burg, der sich zu einer Heirat der Bürgerstochter nicht hatte entschließen können, das geliebte Mädchen in den Schutz seines unwehrten Schlosses.

Die Türken brannten am anderen Tage das Städtchen nieder und umlagerten die Ritterfeste.

Als Hans von Gildenburg sich und seine Burg nicht mehr vor den ansturmenden Heiden halten konnte, entschloß er sich, während schon die Belagerer über die Mauern eindrangen, zur Flucht durch einen geheimen, unterirdischen Gang.

Er schwankte, ob er zuerst seine schwere Geldkiste oder sein Liebchen in Sicherheit bringen sollte. Dann siegte die Goldgier und er trug die eiserne Truhe aus seinem Zimmer hinauf in den Geheimgang. Als er, zurückkehrend, das Mädchen holen wollte, war es verschwunden. Ob es geflohen, ob es den Eroberern in die Hände gefallen war,

Konnte er nicht feststellen. Er mußte vor den eindringenden Türkenkriegern sein eigenes Leben retten und entzog sich ihnen mit genauer Not durch den unterirdischen Gang.

Weder er noch sein Goldschatz ist je wieder aufgetaucht. Er soll in hellen Mondnächten noch heute ruhelos in Zimmern und Gängen seiner Burg umhergeistern und den verschollenen und verschütteten Geheimgang verlassend, die verschwundene Geliebte suchen."

"Und die gerettete Geldkiste?" fragte Wendelin gespannt Kantor Hagebutt lächelte. "Auch mit ihr beschäftigt sich die Phantasie des Volkes. Sie soll in dem unbekanntem, unterirdischen Gemäuer der Burg liegen. Mancher Bursche von Guldensburg suchte sie schon, keiner fand sie."

"Aber sie könnte gleichwohl vorhanden sein," beharrte Wendelin.

"Wenn Sie sich selbst auf die Suche machen wollen," lachte Hagebutt.

Wendelin trat ans Fenster und schaute zu der Ruine empor.

"Ich werde noch einen Tag von Ihrer lebenswürdigen Gastfreundschaft Gebrauch machen," sagte er versonnen.

"Solange Sie mit dem Wenigen, was wir und unsere Stadt Ihnen bieten können, vorlieb nehmen, Herr Doktor," antwortete Hagebutt. "Meine Frau hat es übrigens auf Sie abgesehen. Sie besitzt eine weibliche Schwäche für alles Fremde und Ungewöhnliche und will einmal zur Abwechslung von den Liebesromanen in unserem Stadtblatt wahre und selbst erlebte Abenteuer eines weitgereisten Mannes, wie Sie sind, nacherleben."

Wendelin war amüsiert. "Dann werde ich also als lebender Zeitungsroman dienen müssen. Hoffentlich bringe ich es auf hundert Fortsetzungen unter dem Strich, ohne langweilig zu werden."

Hagebutt stimmte in das Lachen ein. "Wenn es an Spannung fehlt, müssen Sie sich halt als ein neuer Münchhausen ein wenig auf Schwindel legen. Ihre Vorbilder, die Herren Zeitungsromanschreiber, machen es ebenso."

Das böse Gewissen zwangte jetzt Wendelin doch ein wenig. Da sah er nun und ließ sich von den braven deutschen Kleinstädtern Märchen erzählen und war drauf und dran, sich eine lange Tabakspfeife anzuzünden, Schlafrod und Käppi anzutun und selbst ein Spießbürger der „düstersten Provinz“ zu werden.

Das war nun der amerikanische Wendelin, der Schrittmacher und Vertreter einer neuen Zeit grandioser Rühmtheit und praktischer Phantasielosigkeit.

Ja, er war noch schlimmer, als ein bloßer Spießbürger. Er hatte romantische Ideen im Kopfe, begann an Spulgeschichten und vergrabene Schätze zu glauben, statt die dringende Forderung der Wirklichkeit zu erfüllen und sich auf dem schnellsten Wege zum modernen Zweikampf mit dem Amerikaner Frank Norris in das nahe Kohlen- und Industriegebiet zu begeben.

Er ärgerte sich über seine Verhertheit und konnte sich doch nicht aus der Verzauberung des Bergnestes, in das ihn der Teufel verschlagen haben mußte, lösen.

Was sollte der alte Warneberg von ihm denken, wenn er wüßte, daß er Rittergeschichten im Kopfe habe, anstatt das Vaterland und seine Interessen vor der amerikanischen Gefahr zu schützen.

"Kann ich vielleicht heute noch eine Depesche nach Berlin aufgeben?" wandte er sich an seinen gastlichen Wirt.

"Aber gewiß, Herr Doktor. Hier ist Tinte und Papier. Mein Sohn wird das Telegramm sofort zum Postamt bringen."

Wendelin setzte sich und schrieb nach kurzem Ueberlegen.

"Durch Autounfall in Guldensburg aufgehalten. Leichtes Nervenschoc, sonst unverletzt. Weiterreise erst übermorgen möglich. Wendelin Kast."

Er las den Depeschentext noch einmal durch, Nervenschoc war gut. Er hatte ein Schod bindfadendicker Nervenfäden mehr als irgend ein anderer. Sollte er aber dem alten Warneberg telegraphieren, daß er von einem romantischen Tic befallen sei. Da könnte er eine meilenlange Depesche aufsetzen, ohne daß der Alte etwas anderes verstanden hätte, als daß er plötzlich verrückt geworden sei. Und das war er ja eigentlich auch.

Als Hagebutt nun, mit dem entscheidenden Telegramm

gegangen war, atmete Wendelin auf, als habe er sich zu einem Entschluß durchgerungen, der sein kommendes Schicksal zu bestimmen geeignet war. Guldensburg hatte über das Kohlenrevier, über Berlin, über Geheimrat Warneberg, ja über Amerika und den Amerikaner Wendelin selbst gesiegt! Er war rettungslos verzaubert!

"Sie haben mir meinen Dachshund untreu gemacht!" lachte der junge Förster, als Buß anderen Morgens mit freudigem Geheul an Wendelin hochsprang, der sich zum ersten Ausflug nach der Guldensburg anschickte.

Es war mehr als ein Ausflug, es war eine Forschungs-Expedition in das finstere Mittelalter, die Wendelin Kast antrat.

Der Bergwald duftete nach frischem Tannengrün. Die Sommerdögel sangen in den sonnendurchglänzten Morgen, der silberne Bach rauschte über die glitzernden Kieselsteine das Tal abwärts, das Wendelin hinaufschritt.

Seit fünf Jahren und länger hatte er sich nicht so frei und unbeschwert gefühlt. Sein Herz sprang ihm im Leibe wie einem der fröhlichen Schulbuben Meister Hagebutts, der den ersten Ferientag begrüßt.

Zum Teufel alle Philosophie über neue und alte Zeit, über Amerika und deutsche Kleinstadt, wie sie die würdigen Honoratioren des Städtchens ihm gestern entwickelt hatten. Aber etwas Wahres mußte doch an den kommenden Ideen des Herrn Stadtpfarrers sein, denn ihm war, als habe er auf seiner bisherigen Lebensjagd sein besseres Selbst verloren und es hier im kleinen Guldensburg zur eigenen Ueberraschung wiedergefunden.

Er begann ein Wanderlied zu singen, das man ihn in der Schulzeit gelehrt hatte. Als ihm der Text ausging, pffiff er die Melodie vom wandernden Müller vergnügt weiter.

Nach einer Biegung des steilen Waldweges stand plötzlich das hohe Gemäuer der stolzen Guldensburg unmittelbar vor ihm.

Er hielt an. Ein Spießbogen wölbte sich unter einer noch aufrecht stehenden Eingangspforte. Ueber dem offenen Tor hob sich die noch deutlich erkennbare Architektur eines Wappens ab.

Er entzifferte auf dem Wappenschild eine Rose und einige erhabene Kreistreifen und deutete sie nach dem Namen der Burg als Goldgulden. Das waren die Symbole der Liebe und der Geldgier, zwischen denen schwankend der letzte Ritter der Guldensburg sein Ende gefunden hatte.

Wie würde sich Wendelin Kast entscheiden, wenn er zwischen einer Geldkiste und einem Mädchenherzen zu wählen hätte?

Unwillkürlich drängte sich ihm der Vergleich zwischen ihm und Ritter Hans von Guldensburg auf. Hatte er nicht jene erste Jugendliebe verlassen und war dem Dollar nachgejagt? Hatte er nicht die Liebe verloren und spukte nun, unfroh seiner geldlichen Macht, in der Ruine des heutigen Deutschlands umher?

Ein etwas gezwungener, etwas abgeschmackter Vergleich, schien ihm.

Er folgte seinem Führer Buß, der bereits im grabbewachsenen Schloßhof herumstöberte, und trat durch die Eingangspforte.

Das helle Sonnenlicht schien zwischen die unzerstörten Grundmauern und durch die leeren Fensterhöhlen. Kein Dach mehr deckte die einstigen Wohnungen, die Kemenaten der Burgfräuleins und die Festäle der Ritter.

Wilde Kirschbäume blühten auf der Mauerkrone. Schmetterlinge flatterten von Raum zu Raum. Eidechsen huschten über die Steintreppen.

Wendelin erstieg einen Eckturm, der sich rings um den Burgbereich ziehenden noch wohl erhaltenen Mauer.

Jäh stürzte der Blick über die Außenmauer und dem senkrechten Fels in die Tiefe. Wie ein Spielzeug lagen branten Häuser und Marktplatz, Brunnen und Kirche Guldensburgs. Als glitzerndes Band zog sich zur Seite des silbernen Bachs ins Tal und stürzte über ein breites Wehr, ehe er breiter hinaus in die Ebene durch wohlbesessene Aeder floss.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschlands Humoristen und der „gute Tropfen“.

Von Frhr. v. Schlögl.

In einer Gesellschaft erzählte ich als fast Sechzigjähriger einmal, daß ich infolge meiner eisernen Gesundheit seit sieben Jahren keinen Arzt mehr benötigt hätte. Daraufhin fragte mich eine Dame, die, wie mir bekannt, in Wort und Schrift für Deutschlands Trockenlegung eintritt: „Nicht wahr, da sind Sie sicher auch ein geschworener Feind des Alkohols und nur dem Umstand, daß Sie ihn in jeglicher Gestalt meiden und gemieden haben, verdanken Sie Ihre Gesundheit?“

„Jesses, hab' ich da gelacht“, wie es in einem alten Couplet heißt. Ausgerechnet ich ein Abstinenzist und Gegner des Alkohols! Gewiß, ich bin nie ein Trinker gewesen, aber wenn ich für jeden Raufsch, den ich in meinem Leben gehabt, einen Tausendmarktschein bekommen hätte, könnte ich wie ein kleiner Maharadscha leben. Die zahllosen Humoresken und Romane, die ich in vier Jahrzehnten geschrieben, sind alle unter der Ein- und Nachwirkung eines natürlich nur mäßigen, aber doch sehr regelmäßigen Alkoholgenußes entstanden; denn wenn der Wein des Abends meine Phantasie belebte, habe ich mir meine Geschichten ausgedacht, die ich am nächsten Morgen lediglich mechanisch niederzuschreiben brauchte. Und wie ein guter Tropfen mir stets half, so weiß ich, daß er allen anderen Humoristen, falls ich selbst mich in aller Bescheidenheit zu denen zählen darf, ebenso hilft.

Als ich vor zwei Jahrzehnten mit dem bekannten Lustspieldichter Franz v. Schönthan das Stück „Im bunten Rod“ schrieb, erzählte er mir, daß sein früherer Mitarbeiter Gustav v. Moser, der Verfasser des „Weilchenfresser“ und zahlreicher anderer Lustspiele, über die Hunderttausende Tränen gelacht haben, nur habe arbeiten können, wenn eine Flasche Rotwein neben ihm gestanden habe. Auch die berühmte Lustspielfirma Blumenthal und Kadelburg bedurfte der geistigen Anregung, denn als ich einmal in den Moorbädern von Marienbad mit Oskar Blumenthal zusammentraf, gestand er mir lachend, er habe ein neues Stück mit Kadelburg vollendet und davon, wie immer hinterher, einen kleinen Gichtanfall bekommen. Noch ein anderer unserer erfolgreichsten Lustspieldichter, der geistreich spöttelnde Heinrich Ilaenstein, ist gleichfalls kein Rotverächter, wenn es gilt, dem Gersten- oder Rebenast zu huldigen. Und dann der leider zu früh verstorbene Otto Ernst, wie trefflich verstand er es, einen guten Tropfen zu schäßen, und wie haben wir damals in Dresden zusammen die Premiere seines ersten Lustspiels gefeiert! In Dresden, in dem von Ernst Gastein, dem trinkfesten Verfasser des unsterblichen „Besuches im Karzer“ begründeten Somposion, war es auch, wo ich mit Otto Erich Hartleben und mit Julius Birnbaum bis in die Nacht und wieder bis zum Morgen kneipete. Auch mein verstorbener Landsmann Justus Stinde liebte den Wein, bei dem ihm häufig sein Freund Johannes Trojan vom „Kladderadatsch“ Gesellschaft leistete. Und als die beiden einmal wieder einen ihrer länglichen Frühshoppen machten, geschah es, daß sie, ohne daß sie es merkten, fotografiert wurden. Das Bild erschien in einer Zeitschrift und alle Welt lachte über die Anzahl der leeren Flaschen, die auf dem Tisch standen, so daß Trojan sich gegen diese Indiskretion, wie er das nannte, in einem Scherzgedicht verteidigte, das mit den Worten schloß: „Und außerdem, wie ich so was finde — nur zwei Flaschen gehörten mir, alle anderen — Stinde.“ Julius Stettensheim, der unsterbliche „Wipochen“, einer der wichtigsten Köpfe, den es je gab, erklärte mir kurz vor seinem 80. Geburtstag: „Nein, lieber Freund, das viele Rauchen werde ich mir wohl nicht mehr abgewöhnen, dafür trinke ich aber jetzt noch regelmäßiger als früher meinen Wein, um körperlich jung und geistig frisch zu bleiben.“ Rudolf Presber, der Millionen Mitmenschen fröhlich gemacht hat, wurde gleichfalls durch manchen guten Tropfen zu weiteren löstlichen Gaben angeregt. Und Ludwig Thoma, der geborene Bayer, hätte uns ganz gewiß weder seine Lausbuben-geschichten noch seine einzigartigen Lustspiele geschenkt, wenn er seine Phantasie lediglich mit alkoholfreien Getränken belebt hätte. Auch mit Fontane durfte ich einmal bei einem Glase Wein — oder waren es mehrere? — zusammensitzen, und so oft ich später seine Bücher, namentlich seinen „Stecklin“, gelesen habe, war mir dann immer, als sähe ich den alten, lebenswürdigen Herrn vor mir, und ganz deutlich höre ich dann sein Lachen. Ach, und wie lustig war der Abend, den ich mit dem großen Komiker Richard Alexander und mit seinem Duzfreund Ludwig Ganahofer bei einem guten Tropfen verleben durfte. Und wie unvergänglich sind die Abende mit dem genialen Ernst v. Wolzogen, der nebenbei Begründer des „Aberbrettl“ war, dem auch ich einmal angehörte. In dauernder Erinnerung wird mir Hans Hoffmann, der Verfasser der Böhmer Märchen, bleiben, den ich

an Bismarcks 70. Geburtstag in Friedrichsruh kennen lernte; selten habe ich einen Menschen getroffen, der über einen so feinen Humor verfügte, aber auch selten einen, dem das Herz so aufging, wenn er bei dem geliebten Rosel saß. Auf meinen Landsmann Klaus Groth kann ich mich nur noch dunkel entsinnen, aber ich weiß, daß auch er kein Gegner des Alkohols war; auch er liebte ihn, wenn auch nicht in dem Maße, wie unser größter plattdeutscher Dichter Erik Reuter. Und wenn Otto Reutter, der wohl der bedeutendste Humorist der Jetztzeit ist, bei Bier oder Wein im Freundeskreise weilt, merkt selbst der ihm Unbekannte, daß auch er seine vielen witzigen und geistreichen Arbeiten nicht unter der Einwirkung von Selterwasser geschrieben hat.

Das sind nur einige wenige Beispiele, die ich um zahllose weitere vermehren könnte, und zwar zum Beweise dafür, daß der Humor des mäßigen Alkoholgenußes, der Anregung bedarf. Nehmt dem deutschen Volke den Alkohol, legt Deutschland trocken, dann nehmt ihr ihm seine Humoristen; aber damit nehmt ihr dem Volke zugleich auch die Lebensfreude, das Lachen, so weit es das in diesen traurigen Zeiten nicht ohnehin schon verlernt hat.

Schließlich noch ein kleines Wort von unserem Meister Wilhelm Busch, das er einmal den Dresdener Primanern schickte, als diese ihn um einen Beitrag für ihre Abiturienten- und Kommerszeitung baten und das meines Wissens noch nirgends veröffentlicht wurde. Da schrieb Wilhelm Busch kurz und bündig auf einer Postkarte: „Na, denn Prost, sagte Eritschen Köhler, — Auf dem Kommers heut' ist mir wöhler!“

Welt u. Wissen

Eine Uhr, die sich selbst aufsieht. Eine Umwälzung im ganzen Uhrwesen dürfte eine Erfindung hervorrufen, die dem Schweizer Ingenieur Karl Heinrich Meier gelungen ist. Wie Jacques Bover in der „Anschau“ mitteilt, hat er nach jahrelangen mühevollen Arbeiten eine Uhr gebaut, die sich selbst aufsieht und sich dabei als Antriebsmittel nur der täglichen Temperaturschwankungen bedient. Als Motor wird dabei eine gewisse Menge Glycerin verwendet, das sich bei zunehmender Wärme ausdehnt und dann einen Kolben in einen Zylinder bewegt; hierdurch wird ein Gewicht gehoben, das seinerseits wieder beim Niedergehen die Uhr in Gang hält. Da Glycerin erst unterhalb — 30 Grad erstarrt und erst bei 360 Grad siedet, so kann man Uhren mit dieser Einrichtung auf öffentlichen Plätzen oder frei an Gebäuden anbringen, ohne daß Betriebsstörungen zu befürchten sind. Ja, die Uhren arbeiten im Freien sogar noch sicherer als im Innern von Gebäuden, da durch die beträchtlicheren Temperaturschwankungen das feste Vorhandensein hinreichender Antriebskraft gewährleistet ist. Es genügen bereits tägliche Schwankungen von 2 Grad, um ein automatisches Arbeiten dieses eigenartigen Zeitmessers zu verbürgen. Eine von Meier hergestellte Uhr geht bereits seit über einem Jahr, ohne daß sie stehen geblieben und ohne daß sie aufgezogen worden ist. Der Glycerinbehälter ist bei diesem Modell als Spirale im Sockel angebracht. Wenn sich dieses System bewährt, so eröffnen sich für den Uhrenbau ganz neue Aus-sichten, denn es ist dadurch bei Gewährleistung eines gleichmäßigen Ganges eine Vereinfachung und Verbilligung der öffentlichen Uhren möglich.

Frauen-Zeitung

Die Frauen von 35 Jahren sind die schönsten. Jüngst ist ein englischer Arzt, Dr. Charles R. McKenna, mit der Theorie hervorgetreten, daß die Frau zwischen dem 25. und dem 30. Lebensjahre den Höhepunkt ihrer körperlichen Entwicklung, namentlich in bezug auf ihre Schönheit, erreiche. Dieser Behauptung tritt nunmehr die bekannte Schauspielerin Ewelyn Lane mit der Erklärung entgegen, daß die Frau erst mit 35 Jahren auf dem Gipfel der Entfaltung aller ihrer Reize gelange, da sie erst mit 35 Jahren auch geistig voll erblüht sei. Erst mit 35 Jahren, versichert Ewelyn Lane, versteht die Frau eine kluge Unterhaltung zu führen und hat sie gelernt, wie sie sich am vorteilhaftesten anziehen soll. Und, was die Hautsache ist, erst mit 35 Jahren weiß sie mit dem kostbarsten — und gefährlichsten — Gut ihrer Schönheit klug zu verfahren. Unter 35 Jahren wären demnach die holdseligsten Frauen noch nicht im richtigen Sinne schön, wenn man Ewelyn Lane Glauben schenken will, die höchst wahrscheinlich ihrerseits den 35. Geburtstag schon vor einiger Zeit gefeiert hat.



Des Kleingärtners Tagewerk im Dezember.

Oftmals überrascht schon in diesem Monat der Winter in seiner ganzen Strenge und bald umhüllt eine schübende Schneedecke Wald und Flur. Trotz dieser Unbilden, die wir der Jahreszeit entsprechend mit in Kauf nehmen müssen, folgen auch angenehme hellere Tage, sonnige Feiertage, die uns Gelegenheit geben, im Garten zu hantieren, oder in uns den alten Wandertrieb zur Befriedigung der Sehnsucht nach der Natur entfachen. Dann breitet sich die Landschaft, die sich in ihrer Feiertagsstimmung mit klarer Schärfe bis in die weiteste Ferne, verkärt vom Sonnengolde und der Reinheit ihrer Farbentöne vor unserm Auge aus.

Wie ausgestorben ist jetzt die Flur; die kleinen Tiere und besonders die Vögel suchen, von Hunger und Kälte getrieben, die Nähe der menschlichen Wohnstätten auf. In ihrer Not sollen wir uns besonders der Vögel erbarmen und ihnen Futterplätze an geschützten Stellen zur Stillung ihres Hungers einrichten.

Im Garten gibt es, solange der Boden noch offen ist, also eine Bearbeitung zuläßt, keine Winterruhe. Die Düngung macht uns wegen der Schwierigkeit der Mistbeschaffung große Sorgen, da wir ohne Stalldünger wegen seiner physikalischen Eigenschaften nicht gut auszukommen vermögen. Wer jedoch keinen Mist bekommen kann, muß unbedingt einen möglichst großen Komposthaufen, wozu sich ihm jetzt noch die beste Gelegenheit bietet, anlegen. Alle Gartenabfälle, Laub, Holsasche usw. werden hier aufgeschichtet und zur rascheren Zersetzung mit Aschalt schichtenweise überstreut. Von Vorteil ist es auch, den Haufen im Laufe des Winters mit Sauche öfters zu besäugen.

Im Notfall tut auch der Torfmull, der zwar keinen Nährwert hat, aber den Boden immerhin lockert und ihm den wichtigen Humus zuführt, recht gute Dienste. Sein Wert wird noch wesentlich erhöht, wenn er mit Sauche getränkt wird, die dann nicht in die Tiefe sinkt. Natürlich muß auch in diesem Falle mit künstlichem Dünger die der Sauche fehlenden Nährstoffe, namentlich Kali und Phosphorsäure ersetzt werden. Das geschieht, wenn beim Umspaten Thomasmehl, das zugleich Kali enthält (12,5 Kilo auf ein Ar) und Kamit (4 bis 6 Kilo auf ein Ar) untergebracht werden. Beide Nährsalze brauchen längere Zeit zu ihrer Zersetzung. Daß auch die Obstbäume besonders nach der diesjährigen guten Ernte zu düngen sind, bedarf eigentlich keiner weiteren Erörterung; es ist selbstverständlich, wenn wir schöne große Früchte im nächsten Jahre ernten wollen.

Mit der Zeit wird der Boden meist durch mangelhafte Düngung oder bei Außerachtlassen des Fruchtwechsels vollständig ausgemergelt oder müde. Das Gemüse will auf solchem milden Boden nicht mehr recht gedeihen; es bleibt klein und kümmerlich. Derartig ausgenutzter Boden erhält wieder neue Lebenskraft, wenn er etwa 60 Zentimeter tief umgerodet oder doppelt spatenförmig umgegraben wird, damit die noch nährstoffreichen tieferen Bodenschichten erschlossen werden. Reigt der Boden zur Säuerung, so ist etwas Staubschluff oder alter Bauschutt mit unterzugraben.

Im Obstgarten wird mit dem Ausputzen und Reinigen der Obstbäume bei mildem Wetter fortgefahren. Auch kann man bereits mit dem Schnitt der Bäume beginnen. Man versäume jedoch nicht, größere Wunden, die hierbei entstehen, mit warmem Holztee, kleinere dagegen mit Baumwachs zu verschmierem. Bäume und Beerensträucher können nach bei frostfreiem Wetter gepflanzt werden.

Bei allen Arbeiten an den Obstbäumen ist auf die Schädlinge zu achten. Alle Überwinterungsformen der Insekten, soweit sie unseren Obstgehölzen gefährlich werden können, sollten restlos entfernt und am besten verbrannt werden. Da sind zunächst die Raupennester des Goldäfers, meist an den äußeren Zweigen der Krone sitzend, zu beseitigen. Ebenso verdienen Triebe volle Beachtung, die gekrümmt sind und an denen noch viele Blätter sitzen. Sie waren im Sommer von der Blattlaus befallen und beherbergen nunmehr eine Menge Eier dieses Schädlings. Darum sollte man auch diese Zweige restlos wegschneiden und ebenfalls verbrennen. Die Blattlaus macht sich, auch wenn sie im Sommer weniger stark zu beobachten war, oftmals im Herbst in größerer Menge bemerkbar. Besonders siedeln sie sich gern auf der Unterlage der Spalterbäume an und bilden

hier oft ganze Nester. Diese Stellen sind mit 30prozentiger Karbolinlösung oder noch besser mit Aphonon zu behandeln. Leimringe sind wiederholt auf ihre Klebfähigkeit zu prüfen. Wer den Raupenkeim „Höchst“ verwendet, hat den Vorteil, dieser Arbeit entgehen zu sein, da er auf Monate hinaus klebrig bleibt. Bäume sind gegen Hasen zu schützen.

Im Blumengarten bedeckt man ebenfalls die Beete und besonders die Stauden mit zunehmender Kälte am vorzuziehenden mit Fichtenreisig.

Die Zimmerpflanzen sind unbedingt vor kalter Zugluft zu schützen. Wird das Blumenzimmer gereinigt, so sind sie solange in ein Nebenzimmer, bis die Fenster wieder geschlossen sind und der Raum sich wieder etwas erwärmt hat, unterzubringen. S. C.

Der Vorgarten.

Jetzt ist es Zeit, die Vorgärten an den Straßen instand zu setzen. Um diese Arbeit scheinen sich viele nicht zu bemühen, und doch ist sie notwendig, schon um die Gärten freundlich zu gestalten; sie sollen auch im Spätherbst und Winter keinen verwahrlosten Eindruck machen. Zunächst ist das Laub zu entfernen, schon damit empfindliche Gräser nicht unter der Laubdecke ersticken und eingehen. Das Laub kann, wie häufig angängig sein wird, an Ort und Stelle zur Verbesserung des Bodens untergegraben werden. Der Rasen ist zu säubern und das gewonnene Gras ebenfalls, wenn angängig, unterzugraben. Die Wege sind vom Unkraut zu säubern, die Rosen zu schneiden und alsdann, soweit es sich um Tee- und Teehybrid-Rosen handelt, mit Reisig zu bedecken, und zwar sobald das Erdreich etwas gefroren ist. Ist Reisig oder anderes Deckmaterial nicht zur Verfügung, so behäufelt man die niedrigen Rosen mit Erde, die hochstämmigen legt man nieder, steckt sie fest und schlägt die Krone in Erde ein.

Falsch wäre es, jetzt die Rotdorne und andere strauchartigen Gewächse, die im Frühjahr blühen, zu beschneiden — wie es leider so oft geschieht —, weil durch diesen Schnitt die Blütenknospen, die sich nach der Blüte im Laufe des Frühling und Sommers gebildet haben, vernichtet werden. Solche Gewächse sind im Frühjahr gleich nach der Blüte zu schneiden. Die Rotdorne in den Vorgärten und an den Straßen sollte man überhaupt nicht schneiden, vielmehr nur herauswachsende Äste zur Erhaltung einer gleichmäßigen Krone entsprechend kürzen. Dann erreicht man, namentlich bei schon älteren Bäumchen, einen Blütenreichtum von hervorragender Schönheit, der jeden Naturfreund entzückt wird. Δ

Abgeblühte Chrysanthemstöcke.

Die prächtigen Chrysanthemblumen in den wunderbarsten, entzückendsten Farben und Formen bilden in der Herbstzeit, auf Markt und Grab, im Zimmer und Garten den hervorragendsten Schmuck. Sehr viel liegt bei ihrer Kultur an der Behandlung nach der Blütenperiode. Haben die Pflanzen ihre Schuldigkeit getan, ihren Flor beendet, so dürfen sie nicht gleich als unbrauchbar in eine dumpfe Erde gestellt werden, um hier ihrem Schicksal überlassen zu bleiben, sondern auch dann noch bedürfen sie einiger Aufmerksamkeit, vor allem, wenn sie die Stecklinge liefern sollen, von denen man im folgenden Jahre einen neuen Flor erwartet.

Sie verlangen nichts anderes, als ein kühles, helles, frostfreies Plätzchen in einem Zimmer, das von der Luft nicht abgeschlossen ist. Bevor jedoch die Pflanzen an ihren Ruheort gebracht werden, müssen sie an ihren Zweigen zurückgeschnitten werden; bei stark wachsenden Sorten wird das Geäst bis fast auf den Boden gekürzt, während bei schwächer wachsenden die Stängel auf eine Länge von 20 bis 30 Zentimeter zurückzuschneiden sind. Die obere Erdschicht wird aufgelockert, wodurch die Wurzeln zur Tätigkeit gereizt werden und neue Kräfte sammeln. Wasser wird der Pflanze in diesem Zustande nur spärlich gereicht. Erst wenn sich neues Leben zeigt und die Triebe sich entwickeln, wird die Wassergabe je nach Verbrauch vermehrt.

Sollte es vorkommen, daß trotz sachgemäßen Zurückschneidens die eine oder andere schwache Pflanze nicht austreiben würde, so entfernt man alle alte Erde, um Neubildung von Wurzeln anzuregen und so auf das Austreiben hinzuwirken. Solchen frisch gepflanzten Chrysanthemen kann man auch einen wärmeren Standort geben. R.